

Vorspiel

Vor einem Jahrzehnt ist die Erstausgabe dieses Buches erschienen. Sie war schnell vergriffen und wurde immer wieder nachgefragt. Eine Neuauflage macht es nötig, besonders die Passagen noch einmal neu zu durchdenken, die besonders kritisch angefragt wurden. Dies betrifft vor allem die Überlegung, mit den Verstorbenen sei eine „wechselseitige“ Beziehung auf neuem Niveau möglich. Der/die Leser/in wird merken, dass ich hier vorsichtiger und in Inhalt und Begründungsmustern anders formuliere, ohne den Grundgedanken des ursprünglichen Buches preiszugeben: Die Beziehung zu den Verschiedenen ist mit deren Tod nicht zu Ende. Als Beziehung zu den Toten beginnt sie vielmehr erst mit deren Tod, und sie will gestaltet werden.

Eine zweite Veränderung meiner Sichtweise gegenüber der Erstauflage dieses Buches liegt darin, dass ich es im Evangelischen Bestattungsgottesdienst als heilsam und Beziehung eröffnend ansehe, den/die Verstorbene in gebundener, überkommener und über viele Generationen eingelebter Sprache anzusprechen – wie im Valetsegen in der Aussegnungshandlung oder einem Psalmgebet. So kann durch das Ritual ein Raum eröffnet werden, der es ermöglicht, in der weiteren Trauerarbeit eine gute Gestalt für die Beziehung zu dem/der Verschiedenen zu entwickeln, die mit deren Tod beginnt.

Eine „frei formulierte“ Ansprache an den/die Verstorbene, wie ich sie in der ersten Auflage dieses Buches noch für möglich gehalten (und in einem Beispieltext mitgegeben) hatte, beinhaltet nach meiner heutigen Sicht allzu stark das Risiko, dass der/die Predigerin die heilsame und notwendige Grenze zwischen



Hans-Martin Gutmann
Mit den Toten leben
eine evangelische Perspektive

Pawlas & Petersen

eigener Subjektivität und dem Subjektsein Gottes verletzt. Eine Handlungsmöglichkeit durch frei formulierte Voten an den/die Verstorbene/n im Ritual der evangelischen Bestattung möchte ich deshalb nicht weiterhin vertreten.

1

Auch mit diesen Veränderungen bleibt das Vorhaben in diesem Buch spannend, aber auch risikoreich. Der Grund ist, dass ich nicht mehr dazu weiß als jede/r Leser/in. Jede und jeder hat mit diesem Thema Erfahrungen gemacht, hat sich bisweilen schmerzlich damit auseinandersetzen müssen. Ein/e jede/r hat sich von geliebten Menschen trennen müssen, jede/r wird selbst sterben müssen. In welcher Distanz und Abwehr oder in welchem Maß an Aushalten und Standhalten auch immer: Dies hier ist so oder so unser Thema. Als Sohn habe ich meine Eltern vor Augen, die in den vergangenen Jahren kurz hintereinander verstorben sind. Das Thema geht uns auch an, wenn wir aktuell nicht trauern müssen. Dann zeigt es sich in geminderter Form als Furcht und Sorge – in unterschiedlichen Lebensperspektiven. Als Vater und in anderer Weise als Liebhaber und Ehemann denke ich hier an meine liebsten Menschen, denen alles Mögliche zustoßen könnte. Ich denke an Freundinnen und Freunde, von denen einige schwer krank sind. Ich denke an Ältere und auch einige, immer mehr Gleichaltrige, die bereits gestorben sind. Und ich denke mit stärker distanzierterem und professionellem Blick an die Bestattungsgottesdienste, die ich als Pfarrer zu halten hatte, an die Trauerbesuche, die – manchmal angesichts tiefster Traurigkeit und Erschütterung, manchmal bei laufendem Fernsehgerät – als seelsorgerliche Begleitung mehr oder weniger gelungen waren,

ich denke an Predigten, die die Trauernden erreicht haben oder manchmal auch an ihnen vorbeigingen. Ich stelle mir vor Augen, dass ich Menschen auszubilden habe, deren Qualifikationen und Professionalität ich in diesem Feld unterstützen will.

Das ist der Ausgangspunkt, eine Mischung aus Nähe und Distanz zu meinen Leser/innen: Ich bin in ähnlicher Weise betroffen und existenziell nicht weiter als sie. Und ich suche das Gespräch gerade mit Menschen, die als Pfarrer/innen oder als Ehrenamtliche sterbende und trauernde Menschen begleiten, weil ich als Pastor und akademischer Lehrer daran interessiert bin, dass sie in diesem für die theologische Existenz zentralen Thema darin unterstützt werden, professionell gute Arbeit zu machen. Aus dieser Zweigesichtigkeit werde ich nicht aussteigen können; es ist mir allerdings wichtig, dass ich das anspreche.

Ich nenne drei Ziele – Ziele im Sinne inhaltlicher Perspektiven, wichtig für die Reflexion des Gegenstandes, für die Selbstreflexion, aber auch für Richtungen, in denen Handlungsperspektiven zu entwickeln sind. Ich fasse sie in drei thesenhaften Überlegungen zusammen; so kurz sie jetzt gesagt werden, so kompliziert wird es sein, sie auseinanderzufalten.

Die Toten sind tot. Wie wir sie gekannt haben, wie wir unser Leben mit ihnen gelebt haben, wie sie ihre Beziehung mit uns gestaltet haben, lässt sich nicht fortsetzen. Ihre gesellschaftlichen Rollen in Beruf, Hausarbeit oder Arbeitslosigkeit, ihre Zugewandtheit als Vater und Mutter, als Kind oder Geschwister, als Freundin oder Nachbar: all das ist so nicht mehr da. Wir müssen uns trennen. Wir müssen diesen Tod als Grenze des Lebens anerkennen. Als Grenze für das Leben eines uns lieben Menschen, auch als Erinnerung daran, dass wir selber sterben müssen. Die

Toten sind tot. Was bleibt, ist die Trauer, die Notwendigkeit des Abschieds, die Erinnerung, die Aufgabe, selbst weiterzuleben, unter den Bedingungen des Verlustes sich selbst einzusammeln, nach und nach wieder Beziehungen zu anderen Menschen aufnehmen und gestalten können. Das ist das eine. Anerkennen, dass die Toten tot sind: Ohne diese Trauer-Leistung kann Leben nicht gelebt werden. Dies deutlich zu machen, ist *ein* Ziel dessen, was ich Ihnen sagen möchte. Wie können wir als Pfarrer/innen, als Seelsorger, als Ritualexpert/innen und Trauerbegleiter diesen Prozess unterstützen, womöglich erst in Fluss bringen?

Zwei weitere Gedankenkreise sind auf den ersten Blick nicht leicht eingängig. Einmal: Ich möchte zeigen, dass es eine gelebte Beziehung zwischen den Lebenden und den Toten auf einem anderen, neuen Niveau geben kann. Ich denke, dass die in theologisch interessierten Gesprächskreisen zum Thema „Tod“ weit verbreitete Annahme noch einmal überdacht werden muss, dass „Tod“ durch die völlige „Verhältnislosigkeit“ gekennzeichnet ist. Besonders wirksam sind in diesem Zusammenhang Überlegungen von Eberhard Jüngel geworden: „Das biblische Verständnis des Todes ... enthält *einerseits* eine *Feststellung* über das Wesen des Todes: Der Tod ist das Ereignis der die Lebensverhältnisse total abbrechenden *Verhältnislosigkeit*. Als dieses Ereignis der Verhältnislosigkeit ist er das Ende einer Lebensgeschichte, das Ende der Geschichte einer Seele und ihres Leibes, das Ende also der ganzen Person und eben darin Ausdruck der Endlichkeit des menschlichen Lebens. Der Mensch ist, wenn er gestorben ist, nur noch das, was er war.“¹

1 E. Jüngel, Tod. Bibliothek Themen der Theologie Band 8, Stuttgart-Berlin. Hier zit. nach: G. Debus und A. Juhre Hg., Tod in der Gesellschaft. Almanach 5 für Literatur und Theologie. Wuppertal 1971, 33

Ich teile diese Sicht der Dinge nur bis zu einer bestimmten Grenze, jenseits derer die Realität des Todes und die Notwendigkeit von Trauer verdrängt würden. Ich bin aber der Meinung, dass es in den für Christenmenschen verbindlichen jüdisch-christlichen Erzähltraditionen – über Leben und Sterben, über Tod und Auferweckung, über neues Leben und Reich Gottes – manche Hinweise gibt, die es nötig machen, hier noch einmal neu nachzudenken. Tod ist, so meine ich, nicht nur Verhältnislosigkeit, die allein durch das Aufgehobensein des Toten in Gott begrenzt und zurechtgestellt ist. Sondern durch die gebundene Sprache der gottesdienstlichen Liturgie wird Raum und Gestalt für eine gelebte Beziehung zwischen Lebenden und den Toten eröffnet, allerdings in einer gegenüber den Alltagsbeziehungen vollständig anderen, neuen Weise.

Und ein dritter Gedanke, er ist auf den ersten Blick vielleicht noch fremder. Nicht nur die Lebenden müssen ihr Leben ohne die alltägliche Präsenz der Toten neu leben lernen. Viele sprachlichen Formulierungen, die in Agenden für das Ritual der Bestattung vorgeschlagen werden und denen im Vollzug dieses Rituals performative, Wirklichkeit herstellende (und nicht nur beschreibende) Wirkung zukommt, richten sich z.B. in Zeit- und Ortsanweisungen an die/den Verstorbenen – als hätten diese Orientierungsbedarf für ihren neuen Status. Als müssten sie realisieren, dass sie tot sind. Im Ritual der Evangelischen Bestattung teilen wir im Vollzug der Prozessionen und Sprechhandlungen diese Wirklichkeit mit: Die Toten müssen nicht nur den einen Weg gehen, der im Grab endet, auf dem Gottesacker, wie es in altertümlich klingenden Formulierungen heißt. Das Ritual der evangelischen Bestattung gibt manche Hinweise darauf, dass

noch ein anderer Weg zu gehen ist. Den Toten wird ihr Weg zum Reich Gottes, in ihren neuen Status in der Gemeinschaft der Heiligen gewiesen. In den Sprechhandlungen des Rituals der evangelischen Bestattung wird ihnen in verschiedenen Wendungen mitgeteilt, dass sie sich aufmachen, dass sie den anderen Weg zu gehen haben. Nimmt man die körper- und sprachgestischen Mitteilungen des Bestattungsrituals beim Wort (und in dieser Haltung sollten zumindest diejenigen, die diese Rituale durchführen, ihnen begegnen), dann wird in ihrem Vollzug mitgeteilt: Nicht nur die Trauernden müssen lernen, dass der/die Verstorbene nicht mehr da ist; auch den Verstorbenen wird die Realität angesagt, dass sie tot sind. Ihnen wird zugemutet, dass sie die Lebenden ihr Leben in Ruhe leben lassen. Ihnen werden Hinweise gegeben, sich auf den Weg zu einem anderen Ort zu machen, für den wir traditionell symbolische Bilder, aber keine konturierte Vorstellung haben. Einige werden in der Agenda für die Evangelische Bestattung zitiert, beispielsweise: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen“ (Johannes 14,2). „Zum Paradies mögen Engel dich geleiten.“² „Wende unseren Sinn von den irdischen Wohnungen zu der ewigen Heimat, die du uns verheißt hast.“³

Ich habe meine Vorstellung über dieses Buch erreicht, wenn ich diese drei Perspektiven entfalten kann. Ich lade die Leser/innen zu einer gedanklichen Reise ein. Auseinandergefaltet, handelt es sich um eine manchmal ziemlich umwegige Unternehmung. Es werden verschiedene Theorieperspektiven ins Spiel kommen: Theologie und Ethnologie, Psychoanalyse und Sozi-

2 *Agende für Evangelisch-lutherische Kirchen und Gemeinden, Band 3. Die Amtshandlungen. Teil 5. Die Bestattung.* Hg. von der Kirchenleitung der VELKD, Neubearbeitete Ausgabe, Hannover 1996, 54

3 *Ebd.*, 42

alwissenshaften. Immer wieder werden Meditationen eingeflochten, die den theoretischen Gedankengang unterbrechen, ihn bisweilen konturieren, eine Distanz zu ihm ermöglichen, oder auch Einspruch erheben.

2

Die Beziehung zwischen den Lebenden und den Toten, aber auch das ganze thematische Feld zwischen Trauerarbeit und gesellschaftlicher Wahrnehmung des Sterbens steht heute in einer tiefen Ambivalenz. Auf der einen Seite sind Sterben und Tod ein weithin aus der öffentlichen Wahrnehmung verbanntes Thema. Auf der anderen Seite erleben wir eine Flut von Trauerseminaren und Trauerbüchern, von medialen Inszenierungen und massenwirksamen Kinofilmen, wir sehen die äußerst wichtige und kompetente Arbeit der Sterbebegleitung in Hospizen, wir erleben zudem ein an der Kommunikationsmöglichkeit zwischen Lebenden und Toten hochgradig interessiertes Milieu, das im Umkreis von esoterischen Buchläden, aber auch Seminaren, Vorträgen bis hin zu Internetauftritten großes Interesse und große Lebendigkeit zeigt. Es gibt viele Brüche zwischen diesen Orientierungen, und es sind weithin auch zu unterscheidende Menschengruppen, die sich hier engagieren. Dennoch halte ich es für wahrscheinlich, dass beide Seiten, die Entöfentlichung des Todes und das in sich vielfältig ausdifferenzierte Interesse an diesem Thema, als zwei Seiten derselben Medaille anzusehen sind.

Wir erleben die Ausgrenzung im Umgang mit Sterbenden und Toten beispielsweise in manchen Krankenhäusern, die dem Sterben und seiner Begleitung keinen Raum und keine Zeit lassen, aber auch in dem Zwanzigminutentakt, den manche groß-

städtische Friedhöfe für die Gestaltung von Bestattungsgottesdiensten vorgeben. Ich denke, dass über diese alltagspraktische Ausgrenzung des Themas aus der öffentlichen Wahrnehmung und Kommunikation viel von dem holländischen Sozialwissenschaftler und Philosophen Norbert Elias gelernt werden kann. Er sieht den entscheidenden Unterschied im Umgang mit Sterben und Tod in der Moderne im Vergleich zu früheren Epochen in dieser Entwicklung: Früher war Sterben ein *öffentlicher* Vorgang. Gestorben wurde am Ort und im Beisein der Lebenden: der Familienmitglieder, der Nachbarschaft, oft auch der Öffentlichkeit des Dorfes oder Stadtviertels. Die Weise, in der Menschen das Leben verlassen mussten, und wahrscheinlich noch einschneidender: Der Umgang mit dem Tod und mit sterbenden Menschen war noch nicht mit den *Scham- und Peinlichkeitsgefühlen* besetzt, die sich im Prozess der Zivilisation nach und nach gegenüber allen Körpervorgängen wie ein verhüllender Vorhang zwischen die Menschen und ihre eigene, aber auch die Körperlichkeit der anderen Menschen legen. „Das Sprechen von Tod, Grab und von all den Einzelheiten dessen, was im Grabe und mit dem toten Menschen vor sich geht, unterlag noch nicht so einer strikten sozialen Zensur. Der Anblick verfaulender Menschenleichen war alltäglicher. Jedermann, auch die Kinder, wusste, wie das aussah; und da es jedermann wusste, sprach man auch relativ unbefangen davon ...“⁴ Die Einsamkeit der Sterbenden heute findet ihren Grund und ihren Ausdruck im Vorherrschen einer Mentalität, in der über Sterben und Tod nicht mehr öffentlich gesprochen wird und in der ein Kontakt mit dem toten Körper

4 N. Elias, Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen. Frankfurt/M. 1982, 38

aus alltäglichen Handlungsmustern weithin ausgeschieden ist. Sterben ist ein Vorgang, der in der Regel in hygienischer und medizinisch kontrollierter und versorgter Weise stattfindet, aber eben in der Regel auch allein und einsam.

Die andere Seite: Das gegenwärtige Interesse an diesem Thema, für das zahllose Buchveröffentlichungen und Filme, aber auch das Engagement vieler Ehrenamtlicher in Trauergruppen und Hospizen entstehen, sehe ich als zugehörige Kehrseite dieser Entwicklung. Und zwar deshalb, weil das Fehlen von Wahrnehmungs-, Handlungs- und Verhaltensmöglichkeiten in der alltäglichen, selbstverständlichen und eingespielten Kommunikation an anderem Ort und auf andere Weise aufgefangen werden muss und hier eine Gestalt gewinnt. Wir erleben eine entsprechende Verschiebung an vielen weiteren Orten unserer Gesellschaft, in der das Leben in vielfältiger Hinsicht abstrakt und undurchschaubar, zugleich aber auch individualisiert worden ist. Was in der alltäglichen Kommunikation nicht mehr gelebt werden kann, aber offenbar dennoch seine Lebensmöglichkeit notwendig braucht, findet seinen Ort und seine Gestalt an anderer Stelle.

Mit dieser Einsicht verschiebt sich auch mein Interesse an gesellschaftlichen „Großtheorien“ wie der von Norbert Elias‘ These zum gesellschaftlichen Zivilisationsprozess oder auch der „Individualisierungsthese“ von Ulrich Beck (s.u.). Sie behalten die wichtige Rolle des Anstoßgebens, der Richtungsweisung für Spurensuchen und des Ideenreservoirs. Sie „erklären“ aber nicht in bündiger und weiteres Nachdenken still stellender Weise, ganz im Gegenteil. Vieles spricht dafür, übrigens auch in der „Richtung und Linie“ offen interpretierter „Großtheorien“, dass der Spielraum menschlicher Subjektivität und Praxis,

auch in der Arbeit mit „überkommenen“ Symbolen und Ritualen der religiösen Traditionen heute größer ist als lange (auch von mir) angenommen. Wie sich die Dinge entwickeln, liegt nicht in durch Großtheorien bündig beschriebener Weise fest. Es kommt entscheidend darauf an, wie die menschlichen Subjekte mit diesen Bedingungen umgehen, was sie „daraus machen“, wofür sie sich einsetzen und wofür sie sich hingeben (jedoch nicht hergeben). Damit wird der Blick, was die Gestaltung von seelsorgerlicher und gottesdienstlicher Arbeit im Feld der Begleitung von Trauerprozessen angeht, auf die Spielräume, auf die Spielregeln und auf die Weise ihres Gebrauchs gerichtet, wie sie mit den Liturgien der Gottesdienste gegeben sind.⁵ Wie können wir im Angesicht von Sterben und Tod und in der Hoffnung auf Auferstehung Gottesdienst feiern, und wie können Bestattungsgottesdienste „in evangelischer Perspektive“ Gestalt gewinnen?

Was kann ich als evangelischer, an der Universität arbeitender Praktischer Theologe zu diesem Thema beitragen, der angehende Pfarrer/innen, aber auch Religionslehrer/innen ausbildet, dass sie in Predigt und Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht möglichst gute Arbeit machen werden? Um eins klar zu sagen: Das gegenwärtig in der Kirche oft vorherrschende ökonomische Marktdenken ist in meinen Augen kein zureichender Grund, sich erneut theologisch mit diesem Gegenstand zu beschäftigen. Es gibt heute viele Menschen, die sich weder für Theologie noch für Kirche interessieren, die engagiert in der Sterbebegleitung tätig sind und intensiv und klug über das Verhältnis zwischen Lebenden und Toten nachdenken. Wenn es heute gute Bestat-

⁵ Vgl. Peter Cornehl, „Die Welt ist voll von Liturgie“. Studien zu einer integrativen Gottesdienstpraxis. Stuttgart 2006

tungsunternehmungen und Trauerarbeitsgruppen, kompetente nichtkirchliche Bestattungsredner und vielfach gelungene mediale Aufarbeitungen des Themas gibt, können wir uns als Christenmenschen freuen, wenn anderswo in einem zentralen Thema menschlichen Lebens gute Arbeit gemacht wird. Wir sollen Respekt und Lernbereitschaft gegenüber dem Anderen zeigen, aber auch in Respekt gegenüber den eigenen Erzählungen, Symbolen und Ritualen. Und wir sollen als evangelische Christenmenschen allerdings das, was hier zu denken und zu sagen und zu gestalten ist, deutlich tun.

Ich denke allerdings, dass evangelische Christenmenschen, dass Pfarrer/innen und Lehrer/innen an Schulen und Hochschulen, dass hauptamtliche und ehrenamtliche Mitarbeiter/innen der Kirche in diesem Thema besonders gefordert sind. Einfach deshalb, weil der Umgang mit Sterben und Tod, weil die Begleitung Sterbender, weil die Beziehung zwischen Lebenden und Toten ein zentrales Thema für die Menschen ist, denen wir in der Seelsorge, in Gottesdiensten und im Unterricht, aber auch in alltäglichen Gesprächen und öffentlichen Diskursen begegnen. Und weil es aus der eigenen Tradition des Erzählens und Feierns, des Nachdenkens und des Für-Andere-Daseins ein zentrales und unabweisbares Thema ist. Hierzu einen Beitrag zu geben, ist und bleibt das zentrale Anliegen dieses Buches.

Hamburg, im Frühsommer 2011

Hans-Martin Gutmann

Meditation I

Die Achtung vor der Grenze und die Wirklichkeit des Wunders

Meditation über Lukas 5,1-11

Da ist ein großes Wunder geschehen. Fischer am See Genezareth in der armen Landschaft Galiläa, selbst arme Leute, haben eine Nacht lang gefischt und nichts gefangen. Das ist schlimm. Es gibt nichts zu essen für Simon Petrus und seine Kollegen, und die Frauen und Kinder, das ganze Dorf wahrscheinlich, sie müssen hungern. Hungerleider sind das also. Und ausgerechnet zu diesen Leuten will Jesus sprechen. Ihnen will er die gute Botschaft bringen: Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Blinde sehen, Lahme gehen und den Armen wird das Evangelium verkündet. Alle Tränen werden abgewischt.- Für die Zuhörer und Zuhörer/innen, zu denen Jesus jetzt vom Boot des Simon Petrus aus spricht, muss das ein fast unglaubliches Versprechen sein. Sie werden sich selbst, ihre armseligen Hütten, die leeren Fischernetze der vergangenen Nacht angesehen haben. Wie sollen wir das glauben können?- Und dann fahren die Fischer noch einmal hinaus, auf ein Wort von Jesus hin. Und sie fangen so viel, dass die Netze fast reißen und die Boote fast sinken. Aber sie sinken dann doch nicht, denn die Geschichte wird noch weiter erzählt: Simon Petrus und seine Fischerkollegen geraten in Schrecken. Petrus sagt zu Jesus: Geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch. Und Jesus sagt: „Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen!“

Ich finde, das ist ein eigenartiger Schluss für diese wunderbare Geschichte. Es bricht also keine Begeisterung aus, als die

übertoll beladenen Boote an den Strand zurückkehren. Es wird kein Fest gefeiert, an dem alle endlich einmal satt zu essen und zu trinken haben. Man könnte eher sagen, dass Petrus und seine Freunde völlig verunsichert sind. Sie sind über sich selbst verunsichert. Wenn sie sagen: Wir sind sündige Menschen, dann heißt das so viel wie: Wir leben nicht so, wie wir als Menschen leben sollen. Unsere Beziehung zu Gott und zu unseren Mitmenschen ist völlig kaputt.

Aber wie kommen diese Leute zu dieser Einsicht über sich selbst, wo sie doch gerade etwas erlebt haben, das sie in Freude und Begeisterung versetzen kann? – Also keine Begeisterung. Eher eine Stimmung, die man vielleicht so beschreiben kann: Gerade noch einmal gut gegangen. Und dass das gut gegangen ist, haben wir überhaupt nicht verdient.

Ich kenne diese Jesusgeschichte schon aus der Zeit, als ich noch klein war und sie im Kindergottesdienst gehört habe. Damals hatten wir eine Kinderbibel. Sie war bebildert. Und ich erinnere mich noch genau an das Bild, das unsere Geschichte illustrieren sollte: Zwei Holzboote liegen nebeneinander, voll bis an den Rand und bereits schief im Wasser, weil sie die Ladung nicht mehr halten können. Und zwischen ihnen ist ein Netz aufgespannt, das vor Fischen nur so zappelt. Auf den Booten sind lauter Leute, die die Netze hereinziehen und, obwohl alles schon so wackelig ist, auch noch hin- und herlaufen. Ich erinnere mich noch genau. Ich habe damals immer gedacht: Das Wunder, das in dieser Geschichte erzählt wird, ist nicht, dass so viele Fische gefangen wurden. So etwas kann schon einmal vorkommen: dass ein paar Stunden nichts gefangen wird und dass die Fischer dann auf einen Fischeschwarm stoßen. Nein. Das Wunder ist, dass die

Boote nicht sinken, obwohl sie so voll sind. Dass die Fischer es geschafft haben, kurz vor zwölf noch innezuhalten, eine Grenze zu finden, nicht immer weiter zu fischen. Das Wunder ist, dass alle, die Menschen, die Boote und die ganze Ladung, heil wieder am Strand ankommen. Dass nicht solange weitergefischt und gerafft wird, bis alle, die Menschen und ihr kostbarer Fang, in den Fluten des Sees versinken.

Wenn ich es recht überlege, finde ich es gar nicht so dumm, die Geschichte so zu erzählen. Ich denke daran, dass Jesus genauso wie Simon Petrus und seine Fischerkollegen Juden gewesen sind. Wie alle, so werden auch sie in ihrer Kindheit die Geschichten aus der Anfangszeit des Volkes Israel gehört haben. Ich stelle mir also vor: Als kleine Jungs sind Simon Petrus, Jakobus und Johannes beim Rabbi des Dorfes am See Genezareth in die Schule gegangen. Genauso wie heute die Konfirmanden in den Konfirmandenunterricht gehen. Oder sie hatten eine Großmutter, die abends Geschichten erzählt hat. Auf jeden Fall haben sie auch diese Geschichte aus der Zeit gehört, als das Volk Israel gerade aus der Gefangenschaft in Ägypten aufgebrochen war. In Ägypten mussten die Leute schwere Fronarbeit verrichten, sie waren ihres Lebens nicht sicher und hatten keine Möglichkeit, ihr Leben und ihren Glauben so zu leben, wie sie es wollten. Und da sind sie unter der Führung des Moses aufgebrochen, sind durch das Schilfmeer gezogen, wo die ägyptischen Soldaten, die hinter ihnen her waren, grausam ertrunken sind, und sind in der Wüste angekommen. In der Wüste. Das war nicht das Land ihrer Träume, in dem Milch und Honig fließen sollte. Das Volk litt Hunger und Durst. Es wurde zwar von Gott versorgt, der vor dem Volk als Feuerschein herzog: Jeden Morgen lag Manna,

ein süß schmeckendes Samenkorn, in genügender Menge um das Lager herum. Aber das Volk Israel hatte auch das ewige Manna satt. Die Leute wollen etwas Handfestes, sie wollen Fleisch zwischen die Zähne. Und der Rabbi oder die Großmutter oder wer auch immer hat die Geschichte dann so weitererzählt: Die Leute murren. Sie sind wütend auf Gott. Sie rebellieren. Sie erinnern sich an die Zeit in Ägypten und sehen sie nur noch in rosigem Licht: Es gab immer genug zu essen. Sie klagen Gott an, dass er sie in der Wüste umkommen lasse. – Und Gott geht auf das Jammern des Volkes ein. Er lässt Wachteln vom Himmel regnen, tausende, es sind Berge von Fleisch. Die Leute fressen und fressen, sie können einfach nicht genug kriegen und nicht wieder aufhören, sie müssen immer weiter alles in sich hineinstopfen, was sie nur kriegen können. Und ein großer Teil der Leute überlebt dieses große Fressen nicht. Die Leute ersticken an den aberwitzigen Mengen Wachtelfleisch, mit dem sie sich die Bäuche vollgeschlagen haben.

Ich stelle mir vor, dass Petrus und seinen Freunden diese Geschichte wieder eingefallen ist, als sie auf das Wort von Jesus hin noch einmal zum Fischen hinausgefahren sind. Das wird im neutestamentlichen Text nicht erzählt. Ich stelle mir also vor, wie Petrus, Jakobus und Johannes zuerst ganz außer sich sind, als die merken, dass sie auf einen Fischschwarm gestoßen sind. Sie werfen die Netze aus, immer wieder und immer wieder. Vielleicht haben sie ihre hungrigen Kinder vor Augen. Oder die alten Leute im Dorf, die dahinsiechen. Endlich ein Ende dieser Zeit, in der man sich immer nur durch leere Hoffnungen und Versprechungen über den Tag retten kann. Endlich genug fürs Leben. Und sie rafften und fischen und rafften und fischen, bis die Boote schon

bedenklich voll sind. Vielleicht ist dies ja eine einmalige Gelegenheit. So etwas wird einem nicht alle Tage geboten. Dieser Jesus, dessen Predigt wir vorhin gehört haben, er wird morgen schon wieder woanders sein. Und was immer unser großer Fang mit ihm zu tun hat: Wir können uns nicht darauf verlassen, dass wir morgen wieder so ein Glück haben.

Und in diesem Augenblick, so stelle ich mir vor, fällt Petrus und seinen Freunden die alte Geschichte aus der Zeit ein, in der das Volk Israel sich in der Wüste vor lauter Hunger und Sehnsucht nach einem zufriedenen Leben zu Tode gerafft und gefressen hat. Petrus und seine Freunde haben einen großen Schrecken bekommen. Sie sehen auf ihre übertoll geladenen Boote und erkennen: So nahe sind wir schon daran, dass es uns genauso ergeht wie den Leute in der Wüste. Nur noch ganz wenige Fische trennen uns von dem Augenblick, dass alles zu viel ist und unsere Schiffe untergehen. Es ist unser Tod, wenn wir jetzt immer weiter rafften und haben wollen. Und sie schaffen es, im allerletzten Moment, ganz kurz bevor es zu spät ist, ein Ende zu finden.

Ich denke mir, dass Petrus und seine Freunde auf dem Weg zurück ans Ufer ins Überlegen gekommen sind. Warum konnten wir kein Ende finden mit dem Fischen? Wahrscheinlich, weil wir Angst hatten. Wir haben geglaubt, solch eine Chance haben wir nur einmal und nie wieder. Aber wir haben doch vorher Jesus zugehört. Wir haben gehört, wie er uns versprochen hat: Wir können uns auf die Treue Gottes verlassen. Er will für uns sorgen wie für die Blumen auf dem Felde. Und er hat es so erzählt, dass wir den sicheren Glauben gewinnen konnten: Ja, das ist wahr, wir können uns darauf verlassen. Und jetzt, nur ein paar

Stunden später, haben wir uns durch unsere Sehnsüchte, unsere Überlebenssorgen, unsere Raffgier fast zu Tode gebracht.

Ich habe mir etwas vorgestellt, im biblischen Text nicht erzählt wird: Dass die Erinnerung an eine alte Geschichte den Fischern geholfen hat, sich selbst und ihre Art zu leben in einer entscheidenden Situation wahrzunehmen. Die alte Geschichte hilft, zu erkennen, was am eigenen Leben verfehlt ist: die Sehnsucht, ein sicheres Leben zusammenzuraffen. Und sie hilft, für eine ganz neue Erfahrung offen zu werden, die das Leben selbst neu macht: Dass wir uns auf die Güte Gottes verlassen können, dass er für unser Leben sorgt. Und jetzt kann ich verstehen, wie unser Predigttext weitergeht: Es bricht keine Jubelfeier aus, sondern Petrus teilt Jesus mit, was er eben gerade erfahren hat: "Ich bin ein sündiger Mensch". Ich habe eben erfahren, dass ich mich nicht auf die Güte Gottes verlassen konnte und dass genau das mein Tod ist.

Und Jesus nimmt wahr, dass durch diese Erfahrung das Leben des Petrus und seiner Freunde neu geworden ist: "Fürchte dich nicht! Von jetzt an wirst Du Menschen fangen!" Von jetzt an werdet ihr nicht mehr aus der Sehnsucht leben, immer mehr haben zu müssen und so ein sicheres Leben zu gewinnen. Weil ihr erfahren habt, dass Euer Leben bisher von dieser Sehnsucht beherrscht war, könnt ihr euch davon lösen. Ihr könnt auf neue Weise leben: aus dem Vertrauen auf die Güte Gottes. Ihr könnt der guten Botschaft glauben. In diesem Glauben werden sich immer neue Menschen zusammenfinden.

Genau dies ist die Erfahrung, aus der die Kirche geboren wurde.

1. Sterben und Tod heute – unter den Bedingungen der Spätmoderne

Veränderungen in Familienstrukturen und Beziehungsmuster durch längere Lebenszeiten

In den vergangenen hundert Jahren – und noch einmal verstärkt in den letzten Jahrzehnten – haben sich die Perspektiven der Menschen in den industrialisierten und hoch technologisierten Gesellschaften Mitteleuropas und Nordamerikas auf ein langes Leben in damals unvorstellbarem Ausmaß verändert. Zwischen 1881 und 1890 betrug der Anteil von Menschen in Deutschland, die das 60. Lebensjahr erreichten, bei den Frauen 39,3% und bei den Männern 33,5%. Die mittlere Lebenserwartung bei der Geburt betrug in dieser Zeit für die Frauen 40,25 Jahre und bei den Männern 37,17 Jahre. Nur ein Jahrhundert später hat sich das Bild vollständig gewandelt: Zwischen 1995 und 1997 beträgt in Deutschland der Anteil derjenigen, die das 60. Lebensjahr erreichen, bei den Frauen 92,5% und bei den Männern 85,4%. Und die mittlere Lebenserwartung bei der Geburt ist bei Frauen 79,98 Jahren, bei Männern 73,62 Jahre. Nimmt man zudem die Entwicklung in jüngerer Zeit zur Kenntnis, dann beträgt in Deutschland der Anteil der 65-Jährigen an der Gesellschaft 1960 10,8% (in gegenüber zu den USA z.B. 9,2%), im Jahr 2000 beträgt dieser Anteil bereits 16,2% (gegenüber 12,5% in den USA)⁶, und bis heute nimmt er weiter zu.

Diese Wandlung verändert die gesellschaftliche Lebenswelt einschneidend. Die Debatten über die Finanzierung der Renten

⁶ Alle Daten aus: M. Kohli, Alter und Altern der Gesellschaft. In: B. Schäfers und W. Zapf Hg., Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Opladen 2000, 1ff.

und der sozialen Sicherungssysteme angesichts eines immer größeren Anteils von Menschen, die das Erwerbsleben verlassen haben, sind in den Massenmedien ständig präsent. Die individuelle Erwartung, erheblich länger zu leben als die Generation der Eltern und Großeltern, bringt für die betroffenen Menschen – also uns alle – auf der einen Seite die Chance erweiterter Lebenserwartung, auf der anderen Seite aber keinesfalls nur die Vorstellung von größeren Lebensglück.

Viele Krankheiten, auch viele Entbehrungen bis hin zur Unterversorgung mit Nahrung, Wohnung und medizinischer Hilfe sind für den Lebensbereich der relativ gesicherten zwei Drittel unserer Gesellschaft, die nicht von Armut und Arbeitslosigkeit betroffen oder ständig bedroht sind, aus den Erwartungsbeständen eines relativ sicher hinzunehmenden Lebensschicksals herausgefallen. Es soll nicht geringgeschätzt werden, dass hier für einen Großteil der Bevölkerung ein erheblicher Zugewinn an Lebensqualität und auch Lebenssicherheit erwachsen ist. Umgekehrt sind früheren Generationen auch viele teilweise unlösbare Entscheidungen in Hinblick auf den Umgang mit der Grenze zwischen Leben und Tod erspart geblieben – man denke nur an die aktuelle Debatte um die Legitimität der Sterbehilfe.⁷

In diesem ersten Schritt soll ein anderes Problem im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen.

Heute können Männer und Frauen mit Wahrscheinlichkeit damit rechnen, dass sie ihre Enkel, vielleicht sogar ihre Urenkel noch über ganze Lebensphasen ihres Alters kennen werden. Dies war noch zu Beginn unseres Jahrhunderts vollständig anders.

⁷ Vgl. in diesem Zusammenhang vor allem: Oliver Tolmein, Keiner stirbt für sich allein. Sterbehilfe, Pflegenotstand und das Recht auf Selbstbestimmung. München 2007

Die Veränderung erfordert Einschnitte in individuelle Lebensplanungen und ihre soziale Gestaltung und Absicherung. In der individuellen Lebensplanungen dürfen und müssen heute Menschen, die mit 67, mit 65 Jahren oder teilweise auch erheblich früher aus dem Erwerbsleben ausscheiden, Perspektiven entwickeln, auf welche Weise sie nicht nur für einige Jahre, sondern manchmal sogar noch einige Jahrzehnte ein befriedigendes Leben führen können – vielleicht mit eingeschränkter Kraft und Gesundheit, aber dennoch mit einem Aktionsradius und einem Überschuss an Interessen, der nicht einfach an den Grenzen der eigenen vier Wände zu Ende und mit dem Rhythmus der Mahlzeiten befriedet ist. Manche kaufen sich ein Wohnmobil und erfüllen sich für einige Jahre den Traum von einem mobileren Leben. Manche studieren noch einmal. Manche gehen in der Kirchengemeinde oder in Vereinstätigkeit im Wohnviertel auf, manche auch im Engagement für eine politische Partei. Andere beginnen, einen Roman zu schreiben, oder suchen die Klarinette heraus, die seit vielen Jahren hinter dem Schrank vor sich hingeträumt hat. In jedem Fall ist es für individuelle Lebensplanungen schlechterdings notwendig, das Lebensgefühl zu bearbeiten und, wenn möglich, durch eine gute Gestalt für den noch offenen Vorrat an Zukunft zu verbannen, für Jahre und Jahrzehnte überflüssig zu sein. Vor allem daran entscheidet sich heute die Möglichkeit, in Würde alt zu werden. Wie in dem wunderbaren Kinofilm „Jetzt oder nie“, in dem drei alte Damen eine Bank überfallen, um sich den Traum von einem hochseetüchtigen Schiff zu erfüllen, auf dem sie der entwürdigenden Situation im Altersheim

für immer entfliehen können.⁸ So oder so: in Hinblick auf individuelle Lebensgeschichten muss eine Alternative dazu gesucht werden, dass das letzte Lebensdrittel in Hinsicht auf produktive, kreative und kommunikative Potentiale unterbewertet und nicht zuletzt im ökonomischen Sinne „wertlos“ wird.

Im Zusammenhang der Verlängerung wahrscheinlicher Lebensalter-Perspektiven verändert sich auch die Struktur familialen Zusammenlebens in Deutschland grundlegend; dies gilt auch für andere hochindustrialisierte und –technisierte Gesellschaften. Hans Bertram hat in seinem Buch „Familien leben“ untersucht, wie sich die veränderten Lebenserwartungen auf das Zusammenleben in den Familien und hier insbesondere auf das Zusammenleben zwischen den Generationen auswirken.⁹ Die intime bürgerliche Kleinfamilie ist nicht mehr die einzige, weithin sogar nicht mehr die vorherrschende Familienformation: Mit zunehmend gleicher Plausibilität und auch immer größerer Rechtsicherheit leben Menschen in Fortsetzungsehen, nichtehelichen heterosexuellen Beziehungen, gleichgeschlechtlichen Partnerschaften und Single-Haushalten. Bertram spricht von einer neuen Familienformation: einem *multilokalen generationsübergreifenden Verband*, der über die Zeit und die verschiedenen Beziehungsaufnahmen und -abbrüche, die innerhalb einer Generation für Veränderung sorgen, weiterhin da ist und „Verwandtschaft“ im traditionellen Sinne ergänzt, teilweise ersetzt. In Hinblick auf

8 Jetzt oder nie – Zeit ist Geld. Deutschland 2000. Regie: Lars Büchel, mit Gudrun Okras, Christel Peters, Elisabeth Scherer

9 H. Bertram, Familien leben. Neue Wege zur flexiblen Gestaltung von Lebenszeit, Arbeitszeit und Familienzeit. Gütersloh 1997. Vgl. auch: H.-M. Gutmann, Ehe und Familie in theologischer Perspektive. In: D.C. von Tippelskirch und J. Spielmann Hg., Solidarität zwischen den Generationen. Familie im Wandel der Gesellschaft. Kohlhammer 2000, 89ff

das Zusammenleben in Ehe und Familie ist aber vor allem *eine* Veränderung einschneidend: Die lebenslange Gestaltung der *Beziehung zur Elterngeneration* bekommt gegenüber der Partnerbeziehung als Lebensthema größere Wichtigkeit – allein deshalb, weil sie über eine immer erweiterte Lebenslänge bestehen bleibt, in Nähe und Distanz, Zuwendung und Konflikt ausbalanciert werden muss. Demgegenüber kann sich die Beziehung zum Liebespartner der gleichen Generation auf spezifische Lebensphasen erstrecken, in anderen dagegen an Bedeutung verlieren oder auch durch neue Beziehungen ersetzt werden.

Aus dieser sehr grundlegenden gesellschaftlichen Veränderung ergeben sich Probleme für viele gesellschaftliche Lebensbereiche. Seit Jahren wird öffentlich über Lebensarbeitszeiten, Rentenfinanzierung und Pflegeversicherung debattiert. In den face-to-face-Lebenszusammenhängen alltäglicher Kommunikation entwickeln sich Beziehungsmöglichkeiten zwischen Großeltern- und Enkel-Generation, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten unbekannt waren: Viele Einelternfamilien und auch viele Haushalte, in denen beide Eltern berufstätig sind, würden ohne Kinderbetreuung durch die Großeltern gar nicht mehr funktionieren. Kinder und Jugendliche können lernen, wie spannend es ist, Oma oder Opa auszufragen: Wie war das vor 50 Jahren, wenn man ein Auto reparieren musste oder Milch kaufen ging? Womöglich können auch die Eltern ins erzählen kommen, die sich mit ihren Eltern in den 68er Jahren Kämpfe um deren Beteiligung oder Nichtbeteiligung an der Nazidiktatur geliefert haben: Wie war das, als Mamas Mutter beim BDM war, und was hat Papas Papa gemacht, als die jüdischen Nachbarn deportiert wurden?

Durch verlängerte Lebenszeiten haben sich die alltäglichen Beziehungsmuster zwischen Menschen in Deutschland einschneidend verändert. Die Beziehung *zwischen* den Generationen, insbesondere die lebenslange Beziehung der Kinder zu ihren Eltern, hat gegenüber den Partnerschaftsbeziehungen auf der Ebene der *gleichen* Generationen größeres Gewicht gewonnen. Und: „Familie“ schließt heute ein Ensemble von ganz unterschiedlichen Formen des Zusammenlebens oder auch des Alleinlebens ein, verschiedene Lebens- und Beziehungsgestalten, die gemeinsam zu einem multilokalen generationsübergreifenden Verband gehören. Man kann sagen: Eine neue Familienformation ist entstanden, die in stark veränderter Form, aber dennoch mit einigen Anklängen an die „große Haushaltsfamilie“ der ländlichen und städtischen Oberschichten im Mittelalter und der frühen Neuzeit zusammenlebt¹⁰. Nicht wie damals mit mehreren Generationen und nichtverwandten Arbeitsgehilfen und unter der Herrschaft des Hausvaters unter einem Dach, aber als über verschiedene Orte verstreutes, nur zu bestimmten Anlässen (wie z.B. Weihnachten) gemeinsam versammeltes, aber dennoch wechselseitig verpflichtetes und kommunizierendes Beziehungsgeflecht. „Den Alten“ kommt nicht mehr – wie dem Hausvater der traditionellen „großen Haushaltsfamilie“ – die Herrschaftsgewalt zu, wohl aber die Rolle des gemeinsamen Bezugspunktes *und* des punktuellen Kristallisationspunktes für ansonsten in Lebensform und Ort weitgehend unterschiedliche Beziehungsgestalten.

10 Vgl. beispielsweise: M. Schröter, „Wo zwei zusammenkommen in rechter Ehe ...“ Sozio- und psychogenetische Studien über Eheschließungsvorgänge vom 12. Bis 15. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1985

Die letzte Minute

Wie sterben Menschen in den spätmodernen Gesellschaften Westeuropas? Unter der Überschrift „Die letzte Minute“ hat die Schweizer Journalistin Geraldine Eicher Stucki verschiedene Sterbeorte besucht; besonders eindrücklich ist ihre Schilderung eines Besuches auf einer Intensivstation.¹¹

„Unsere Stimmen verebben zu einem Flüstern. Irgendwie scheint es hier nicht angebracht, laut zu sprechen. Obschon viele der Patienten nicht ansprechbar sind, es vielleicht nie mehr sind. Manchmal seien die Patienten von Unfällen so entstellt, dass sich das Pflegepersonal keine Vorstellung von ihrem Aussehen, vom Gesichtsausdruck machen könne, sagt Schwester Jacqueline Königer. „Man stellt sich automatisch vor, wie der Patient gewesen ist. Wir erhalten von Angehörigen oft Fotografien der Patienten. Wir hängen die Bilder am Bett auf, dann können wir sehen, wie der Patient ausgesehen hat. Oft spielen wir den Patienten mit einem Walkman oder mit dem Radio Musik vor. Es gibt auch Angehörige, die etwas auf Band sprechen, zum Patienten reden. Das hören wir natürlich auch, und es trifft uns oftmals sehr. Denn wir erfahren dadurch viel über das jeweilige Schicksal – und beziehen das wahrscheinlich auf uns selber.“ Mit intensiven Worten und intensiver Sprechweise beschreibt Jacqueline Königer ihre Station. Hier werden auf allen Seiten intensive Grenzerfahrungen gemacht, auch auf Seiten der Pflegenden. „Manchmal müssen ganz unangenehme Dinge verrichtet werden. Wenn jemand beispielsweise einen offenen Bauch hat oder einen offenen Brustkasten, der vom Chirurgen zugenäht werden

11 G. Eicher-Stucki, *Die letzte Minute. Eine Visite an fünf Sterbeorten*. In: Stapferhaus Lenzburg, *Last Minute. Ein Buch zu Sterben und Tod*. Baden (Schweiz), 2000, 22ff, hier: 24

muss. Manchmal muss auch eine Sonde gezogen werden, ein Herzschrittmacher muss durch einen Arzt ausgeschaltet werden.’ Bei aller Wärme, die hier den Patientinnen und Patienten und ihren Angehörigen entgegengebracht wird, bleibt ein Eindruck der Kühle hängen. Die Erinnerung an endlose, kühle, halbdunkle Korridore, gesenkte Stimmen, an unzählige Liftknöpfe, an nicht alltägliche Routine. ‚Wir waschen den Patienten, bringen das Bett in Ordnung, binden den Kiefer hoch. Wenn irgend möglich, richten wir den Platz schön zurecht, mit Blumen, einer Kerze. So, dass wir das Gefühl haben, dass die Angehörigen am besten Abschied nehmen können. Wenn dies vorüber ist, bringen wir den Patienten mit seinem Bett hinunter in den Kühlraum.’“

Menschen sterben heute, zumindest in den industriellen und technischen Metropolen wie Deutschland, in Intensivstationen und Krankenhäusern, in Altersheimen und Hospizen. Sie sterben immer seltener im Kreis ihrer Familie zu Hause.

Hier liegt ein einschneidender Wandel gegenüber dem Sterben früher. Die Veränderung von familialen Strukturen im Zusammenhang der Verlängerung von Lebenszeit schließt zwar nicht unbedingt ein, dass die *emotionale Intensität* gegenüber früheren Familienformationen geringer ist. Weil die Beziehung zu den Eltern lebensperspektivisch länger andauert und – im Guten wie im Schlechten – gegenüber der Beziehung zum Partner in der gleichen Generation größeres Gewicht hat als früher, ist eher damit zu rechnen, dass gerade die Beziehungen zu Vater und Mutter emotional stärker getönt sind, zu den Menschen der Generation also, die voraussichtlich früher sterben wird. Distanzierter als früher ist aber in jedem Falle die Begegnung mit der Sterbesituation vertrauter Menschen, distanzierter ist vor allem

auch die Beziehung zum Körper des Sterbenden und vor allem zum Körper des/der Toten. Der Leichnam fällt in den hochindustrialisierten Gesellschaften des Westens in aller Regel aus der direkten Kommunikation heraus.

Was hat sich in der Weise, wie Menschen heute sterben, gegenüber früheren Gesellschaften verändert? Eindrückliche Überlegungen hierzu hat Norbert Elias in seinem Büchlein „Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen“ vorgetragen.¹² Elias ist durch seine große Untersuchung zur Veränderung von menschlichen Charakterstrukturen im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit bekannt geworden. Hier hatte Elias gezeigt, wie sich im „Prozess der Zivilisation“¹³ – zunächst in gesellschaftlichen Oberschichten, dann zunehmend in der gesamten Gesellschaft – das Zentrum der Affektkontrolle, also der Beherrschung von aggressiven und libidinösen Antrieben verschiebt, und zwar von äußerlich wirksamen (z.B. Angst vor Überwältigung und Strafe) auf *innerpsychische Instanzen*. Entscheidend für die Verhaltensorientierung wird die *Einstellung* von Menschen, nicht das an der Oberfläche ablesbare Verhalten. Für die Kontrolle körperlicher Antriebe wird zunehmend nicht die Angst vor Strafe wirksam, sondern eine für den einzelnen zumeist unbewusst bleibende Zensur durch innerpsychische Instanzen. Man kann sagen: In der neuzeitlich-modernen Gesellschaft liegt der Grund dafür, dass Menschen sich *nicht* ungehemmt gegenseitig Gewalt antun – oder mit erotischen Absichten ungehemmt übereinander herfallen – *nicht* darin, dass sie Angst vor äußeren Sanktionen, also vor Strafe haben, sondern dass sie durch innerpsychische

12 N. Elias, Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen. Frankfurt/M. 1982

13 N. Elias, Der Prozess der Zivilisation. Zwei Bände. Frankfurt/M. 1978

Instanzen davor gehemmt sind. Innerpsychischen Mechanismen, insbesondere *Scham- und Peinlichkeitsgefühlen* gegenüber Sexualität und Aggression, ja gegenüber Äußerungen der Körperlichkeit überhaupt wirken spontan als Einschränkungen, mit denen die Psyche eines jeden Individuums auf körperliche Antriebe und Gefühlswallungen reagiert und diese im Zaume hält.

Die historisch langfristig eintretende Veränderung menschlicher Charakterstrukturen ist zugleich, wie Elias herausgearbeitet hat, die Kehrseite von *gesellschaftlichen Wandlungsprozessen*: Es kommt seit der frühen Neuzeit zu einer immer stärkeren Vernetzung und Verlängerung von menschlichen Handlungsketten durch die Entwicklung des Verkehrs; und vor allem wird die gesellschaftliche Gewalt zunehmend im Staat zentralisiert. Um die Zusammengehörigkeit beider Seiten verständlich zu machen, benutzt Elias den Begriff „Figuration“: Wie etwa einzelne Bewegungen von Tanzenden mit den Bewegungen anderer Tanzender eine „Figuration“ bilden, so im „Prozess der Zivilisation“ die Veränderungen von Charakterstrukturen einzelner Menschen mit denen von gesellschaftlichen Großprozessen. Schon um die Reformationszeit ist beispielsweise in Deutschland ein gesellschaftlicher Entwicklungsstand erreicht, in dem nicht mehr *viele verschiedene* Ritter und Feudalherren die militärische und rechtliche Gewalt tendenziell autonom ausüben – und sich immer wieder blutige Fehden liefern –, sondern die gesellschaftliche Gewalt sich in den Händen von Landesfürsten und ihren bürokratischen und militärischen Potentialen konzentriert. Die Verlagerung der Affektkontrolle bei den Individuen „nach innen“ und die Zentralisierung gesellschaftlicher Macht sind die beiden Seiten der Medaille in der „Figuration“ des Zivilisationsprozesses

– dies ist im Kern die These von Norbert Elias in „Der Prozess der Zivilisation“.

Die *zunehmende Einsamkeit der Sterbenden* in unserer Zeit interpretiert Elias als *eine* Dimension in diesem umfassenden Wandlungsprozess von Gesellschaft und Individuen. Anders als andere Interpreten ist Elias allerdings *nicht* der Meinung, dass es in früheren Zeiten einmal so etwas wie einen fraglos-selbstverständlichen, *ruhigen* Tod gegeben habe: einen gesellschaftlichen Zustand, in dem Menschen lebenssatt, in Gelassenheit und innerer Abgeklärtheit starben. Eine solche Verklärung sieht Elias beispielsweise in einem Buch, das für die Wahrnehmung einer historischen Veränderung des Umgangs mit dem Tod und den Toten sehr einflussreich geworden ist und trotz seines außerordentlichen Material- und Kenntnisreichtums als verklärende Sicht des Sterbens in früheren historischen Epochen kritisch zu lesen ist: Philippe Ariés¹⁴ „Geschichte des Todes“. Quellenbasis für Ariés' Untersuchung sind immer wieder literarische Texte; beispielsweise beschreibt er anhand von mittelalterlichen Epen den Tod eines Ritters. „Er versammelt seine Kinder um sein Bett, um ihnen letzte Anweisungen zu geben und letzte Grüße auszu-teilen, wie es alle Alten getan haben, die er hat sterben sehen ... Er stirbt ..., wie noch jene Bauern im tiefsten Russland starben, von denen Solschenizyn spricht: , ... Sie hatten sich nicht aufge-bäumt, gewehrt, geprahlt, dass sie niemals sterben würden – sie alle hatten dem Tode *ruhig* entgegengesehen ...' .. Deshalb fährt, nach dem klagenden Rückblick auf das Leben, der Sterbende des Mittelalters mit der Erfüllung der gebräuchlichen Rituale fort: Er bittet seine Gefährten um Verzeihung, nimmt Abschied von

14 Ph. Ariés, Geschichte des Todes. 1978. München, 9. Aufl. 1999, hier 26f.

ihnen und empfiehlt sie Gott ... Nach seinem Abschied von der Welt empfiehlt der Sterbende Gott seine Seele ... Die Handlungen, die vom Sterbenden vollzogen werden, nachdem sein nahes Ende sich ihm angekündigt hat – er ruht mit dem Gesicht zum Himmel, gen Osten gewendet, die Hände vor der Brust verschränkt –, haben einen zeremoniellen, rituellen Charakter ... das Glaubensbekenntnis, die Beichte der Sünden, die Bitte um Verzeihung für die Hinterbliebenen, die frommen Verfügungen zu ihren Gunsten, die Empfehlung der eigenen Seele an Gott, die Wahl des Grabes ... Nach dem letzten Gebet bleibt nunmehr das Harren auf den Tod, und der hat denn auch jetzt keinen Grund mehr, lange zu zögern ... Wenn es aber vorkommt, dass der Tod auf sich warten lässt, so sieht ihm der Sterbende schweigend entgegen, er kommuniziert nicht mehr mit der Welt. Er spricht seine letzten Gebete, seine letzten Fürbitten und gibt fürderhin kein Wort mehr von sich.“

Norbert Elias zeigt: das Bild vom ruhigen Tod, das Ariés aus literarischen Zeugnissen rekonstruiert, verzeichnet und verklärt die Situation des Sterbens gerade in der mittelalterlichen Gesellschaft, aber auch in vormodernen Gesellschaften überhaupt. „Verglichen mit dem Leben in hoch industrialisierten Nationalstaaten war das Leben in mittelalterlichen Feudalstaaten ehemals – und ist, wo immer solche Staaten noch existieren, auch in der Gegenwart – leidenschaftlich, gewalttätig, daher unsicher, kurz und wild.“ Und dies trifft auch die vorherrschende Weise, wie Menschen sterben und sich mit ihrem Tod in Beziehung setzen müssen: „Sterben kann qualvoll sein und voller Schmerzen. In früheren Gesellschaften hatten Menschen weniger Möglichkeiten, die Qual des Sterbens zu lindern.“ Also kein ruhiger Tod,

ganz im Gegenteil. „Verglichen mit der Gegenwart war das Sterben damals für jung und alt unverdeckter, allgegenwärtiger und vertrauter. Damit ist nicht gesagt, dass es friedlicher war.“¹⁵

Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit war das Sterben für den Großteil der Menschen in der Regel gewalttätiger und ungeschützter als heute: „Gewalt war alltäglicher, der Streit leidenschaftlicher, Krieg oft die Regel, Frieden eher die Ausnahme. Seuchen fegten über die Erde, Tausende starben in Qual und Schmutz ohne Hilfe und Trost.“¹⁶ Wer schon einmal Texte über das Wüten der Pest in mittelalterlichen Städten gelesen hat, wird sich ein Bild von den Zuständen machen können, die Elias hier vor Augen hat. Kein ruhiger Tod also. Den entscheidenden Unterschied im Umgang mit Sterben und Tod in der Moderne sieht Elias in der Öffentlichkeit und damit der allgemeinen Anschaulichkeit und Erlebbarkeit des Sterbens für die Menschen. Gestorben wurde am Ort und im Beisein der Lebenden: der Familienmitglieder, der Nachbarschaft, oft auch der Öffentlichkeit des Dorfes oder Stadtviertels.

Der Marburger Praktische Theologe Henning Luther hat sich, den eigenen Aids-Tod unmittelbar vor Augen, mit der These von der gesellschaftlichen Verdrängung des Todes kritisch auseinandergesetzt.¹⁷ Dem Augenschein nach, so konstatiert er, wird der Tod gar nicht verdrängt. Es gibt vielmehr ein dauerndes Gerede über den Tod. Mit Büchern über das Sterben, über Interviews mit Sterbenden, über Nahtoderfahrungen und ähnliches lässt sich heute jede Menge Geld verdienen. Der Tod ist überall und jeder-

15 N. Elias, Über die Einsamkeit des Sterbenden ..., a.a.O., 24f.

16 Ebd., 27

17 H. Luther, Tod und Praxis. Die Toten als Herausforderung kirchlichen Handelns. Eine Rede. In: ZThK 1991, 407-426

zeit medial präsent: Öffentlich gestorben wird auf allen Kanälen. Insbesondere Reality-Sendungen in den Kabelprogrammen bringen Bilder von Sterbenden frisch nach dem Autounfall, von Angeschossenen und Verhungernden in anderen Weltgegenden, die eine möglichst intensive Nähe zum Phänomen des Sterbens und des Todes suggerieren. Henning Luther, den eigenen Tod vor Augen, schreibt dazu: „Erweisen wir mit diesem Gerede anderem als dem Tod unsere Reverenz? Hebt dieses Gerede vom Tod seine Verdrängung denn wirklich auf? Bestätigt sie nicht die Verdrängung auf ihre Weise – Verdrängung durch Gerede? Sind die vielen Worte über den Tod anderes als jene Lieder, mit denen das Kind beim Gang durch den dunklen Keller seine Angst übertönen will ... Süßliche Reden vom sanften Tod, vom menschenwürdigen Sterben oder gar vom Lichtschein am Ende des Tunnels verkleben die Augen, die der Brutalität des tödlichen Verendens nicht standhalten. Das Sterben spottet jeder Würde. Nichts am Tod ist sanft oder natürlich.“¹⁸

Ähnlich wie Norbert Elias, so geht es Henning Luther zuin-nerst darum, präsent zu halten, was bei der allgegenwärtigen *anscheinend* vorherrschenden Nicht-Verdrängung des Todes heute dennoch mit aller Macht verdrängt wird: die *Einsamkeit* des Sterbenden, aber auch der Skandal des Sterbens, die Brutalität des Lebensabbruches. Weder öffentliche Diskurse über Sterben und Tod noch Entwicklungen in der medizinischen Versorgung stehen der Verdrängung in Wahrheit im Wege.

Wo findet sich Hilfe? Henning Luther meint: jedenfalls auch nicht umstandslos in den großen Worten der christlichen Tradition, die Vertreter/innen der Kirche im Bestattungsritual ausspre-

18 Ebd., 409

chen. „Der schroffen Nacktheit von Tod und Sterben begegnet sie mit Worten der Lehre und Ermahnung. Mit Bildern der vanitas oder mit Theorien endlicher Freiheit lehren sie die Lebenden zu bedenken, dass sie sterben müssen, auf dass sie klug werden. Und mit Worten österlicher Predigt ermuntert sie dazu, ‚nicht an den Tod zu glauben.‘ ... Nicht wenige Zeitgenossen jedenfalls fragen sich, ob sie denn gedeckt sind, die ‚großen Worte‘, die sie (die Kirche) spricht. – ‚Auferstehung‘, ‚ewiges Leben‘. Das Wort droht umso mehr zur ‚frommen Verkündigungsflösel‘ zu werden, die – der Bitterkeit des Todes nicht standhaltend – umso geschwätziger vorgetragen wird ... Als gestaltetes Schweigen kann das Ritual der Beerdigung angesehen werden ...“¹⁹

Wie kann die christliche Rede von der Auferstehung so gesagt werden, dass sie der Brutalität des Sterbens und der Einsamkeit der Sterbenden nicht nur standhält, sondern befreiende Wirklichkeit dagegensetzt? Wie kann die Verheißung so zugesagt werden, dass sie nicht zum leeren Gerede verkümmert? Mindestens so hoch muss die Messlatte angelegt werden. Sterbende, die den eigenen Tod vor Augen haben, werden von vertröstenden großen Worten nicht erreicht, auch Trauernde nicht. Die Verheißung der Auferstehung gewinnt dann Kraft, wenn sie zugleich *Protest gegen das Sterben* ist. Wir brauchen heute eine Gestalt dafür, dass der österliche Ursprung der Kirche eine „Protestbewegung gegen den Tod“²⁰ war. Die Verkündigung der österlichen Botschaft gewinnt dann Kraft, wenn sie zugleich Klage und Anklage bleibt gegen den Skandal des Lebensabbruches und des abrupten Endes gelebter Beziehungen.

19 Ebd., 413

20 Ebd., 420

Im Lebensvollzug von Christenmenschen zeigt sich die Ernsthaftigkeit, mit der die christliche Auferstehungsbotschaft weitergesagt wird, an der Entschiedenheit, mit der sie *den Tod des anderen nicht wollen*. Henning Luther formuliert diesen Gedanken in Anlehnung an Emanuel Levinas: „Beim Tode ist ... immer zuerst an den Tod des anderen zu denken. Ihr Tod ist der Tod, der wirklich betroffen macht. Mein Tod, den ich denke, ist immer nur ein fiktiver Tod, ein gedanklich vorweggenommener Tod. Der Tod der anderen ist schrecklich konkret ... Der mögliche vorweggenommene Tod des anderen ruft mich in die Verantwortung gegenüber dem anderen. Hierin bin ich unvertretbar ...“²¹

Die Verantwortung, in die mich das Antlitz des Anderen Menschen hineinruft, konkretisiert erst die *ethische* Perspektive der jüdisch-christlichen Tradition: Das Gebot, nicht zu töten, konkretisiert sich in der Verantwortung, den Tod *des anderen Menschen* leidenschaftlich nicht zu wollen. So gewinnt die Auferstehungsverheißung Gesicht: „Die eschatologische Hoffnung – als Protest gegen den Tod der anderen – richtet sich also nicht auf meine Unsterblichkeit, nicht auf das Weiterleben der Lebenden, sondern auf die Auferstehung der Toten.“²²

21 Ebd., 422

22 Ebd., 423

„Die Toten sind tot. Was bleibt, ist die Trauer, die Notwendigkeit des Abschieds, die Erinnerung, die Aufgabe, selbst weiterzuleben, unter den Bedingungen des Verlustes sich selbst einzusammeln, nach und nach wieder Beziehungen zu anderen Menschen aufnehmen und gestalten können. Das ist das eine.

Anerkennen, dass die Toten tot sind:

Ohne diese Trauer-Leistung kann Leben nicht gelebt werden. Dies deutlich zu machen, ist ein Ziel dessen, was ich Ihnen sagen möchte.“

Hans-Martin Gutmann, geboren 1953, Dr. theol., ist Professor für Praktische Theologie mit dem Schwerpunkt Homiletik an der Universität Hamburg.

Bei Pawlas&Petersen ist von ihm erschienen:

„Leichen im Elfenbeinturm“ -
Markus Baders dritter Fall. (2006)

„Zwei Tigerenten und der Tod“ -
Markus Baders vierter Fall (2010)